

Lienert, Federer, Paul Schœck, Inglin und die Urschweiz

Autor(en): **Eberle, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lienert, Federer, Paul Schœck, Inglin und die Urschweiz

Von Oskar Eberle

Diese vier sind nicht nebeneinander gestellt, um sie nach einem ästhetischen Kanon abzuurteilen, sondern um zu zeigen, was sie der Urschweiz, als landschaftlicher und kultureller Einheit, bedeuten.

Man muss durch Jahrhunderte zurückgehen, um zu wachem Kunstleben in der Urschweiz zu kommen. Im 17. Jahrhundert hat sie im Überschwang barocker Kunst sich müde gelebt und ist nach wenigen Generationen angespannter Schaffenskraft eingeschlafen. Als die aristokratischen Städte im Sturm des Jahres 1798 zusammenbrachen, da schrakten die Urschweizer auf und schlaftrunken wehrten sie sich gegen eine neue Zeit ... und schliefen, als der Sturm vorüber war, friedlich wieder ein.

In aller Herrgottsfrühe, als kaum das neue Jahrhundert dämmerte, ist Meinrad Lienert als erster erwacht, und sang sein Lied im Laut und Rhythmus seiner Heimat. Allen papiernen Sprachwust räumte er weg und legte die Quellen der lebendigen Sprache frei. Die schönste Gestalt gewannen seine Lieder, die im *Schwäbelpfuffli* in drei Bänden gesammelt sind und die reifste urschweizerische Lyrik enthalten.

Und als das neue Jahrhundert in heller Morgensonne strahlte, da kam der zweite: Heinrich Federer, aus St. Galler Blut zwar, durch seine Studentenjahre in Sarnen und Schwyz aber der Urschweiz seelisch so fest verwachsen, wie kaum einer der ihren. Wie Lienert zur Sprache der Urschweizer, so führt Federer zu ihrer Religion zurück, zu jenem urwüchsigen religiösen Erleben des Gottschauens, wie Federer es wiederfand im Bruder Klaus. Federers kleinste Bücher vom Bruder Klaus sind seine größten, weil er darin der Urschweiz religiöses Erleben wiederfand und episch gestaltete, was der Barock aus demselben religiösen Gefühl heraus einst in ungezählten Spielen auf die Bühne brachte.

Der dritte Urschweizer, der wieder ein Neues bringt, ist Paul Schoeck. Meisterlich die Beherrschung der Schwyzer Mundart im *Tell*. Lienerts neu erschlossenen Quellen entströmt ihr ganzer Reichtum. Wesentlich aber: die Urschweiz gestaltet sich den Staatsmythus neu. Was das heißt, lehrt ein Blick auf die Schweizergeschichte. Sie zeigt, wie die staatenbildenden Kräfte sich immer weiter vom urschweizerischen Kern entfernen: von Schwyz geht geistig und staatlich die Vormacht an Luzern, von Luzern nach dem Toggenburger Krieg 1712 geistig an Zürich,

staatlich an Bern. Heute, 1926, stehen zwei Thurgauer als Bundespräsident und Nationalratspräsident, und ein Aargauer als Ständeratspräsident an der Spitze des Staates. So geht die Bewegung vom Mittelpunkt an die Grenzen. Und da greift, zunächst literarisch, die Urschweiz ein und besinnt sich auf ihren Staatsmythus: den Tell. Schoeck also gestaltet ihn nicht mit fremden Mitteln, sondern durchaus eigen im Sinne der Landschaft. So sprachlich, so in der epischen Breite der Technik, wie das älteste Urnerspiel sie zeigte, so in der realistischen Charakteristik, die den lebensnahen Urschweizer auszeichnet.

Und noch vor dem ersten Viertelstundenschlag des neuen Jahrhunderts erscheint der Vierte: Meinrad Inglin aus Schwyz.

Schoeck und Federer führen zurück zum Staatsmythus und zur Religion und entdecken so die Quellen, aus denen neues Leben fließt. Beide beginnen im reifen Mannesalter. Meinrad Inglin aber beginnt als Junger vor dem dreißigsten Jahre seines Lebens. Wie ein aufbrechender Vulkan flackert's in seiner *Welt in Ingoldau* durch den Schutt verdorrter Überlieferungen hindurch. Indem der Pfarrhelfer Reichlin in Inglin's Roman aus den Fesseln kleinbürgerlicher Lebensgestaltung heraustritt, wird im *Wendel von Euw* jener feinfühlig, eigenartige Mensch, der, den eigenen Gesetzen gehorchend, seine persönliche Vollendung erstrebt. Und nun, da die erste Viertelstunde des Jahrhunderts schlägt, kommt auch das Buch, das sich endlich aus den Trümmern einer zerschlagenen Zivilisation zurückfindet in ein zweckloses und doch sinnvolles Dasein des Hirten auf der Alp. *Über den Wassern* ist nichts Geringeres als die Entdeckung der Quellen des Lebens. Dort auf der Alp über den Wassern lebt Inglin's namenloser Held. Namenlos ist er und selber ein Urbild der Schönheit. Kann man weiter zurückgehen hinter Staat und Religion, als zu jenen seligen Gefilden, in deren engem Bezirk der Namenlose seine wunschlose Vollendung erlebt! Aber nachdem der Namenlose einmal aus den reinen Quellen ursprünglichen Daseins getrunken, bleibt er nicht in seelischer Verzückung hoch oben auf seiner Alp: er schreitet wieder hinab ins Chaos der Welt, um es zu gestalten aus neuem Geiste.

Alle vier Urschweizer gehen den Weg zurück zu den Quellen der Kultur. Lienert geht den Weg zur Sprache des Volkes und gibt ihr erste bewusste Gestalt im Lied; Federer – zum persönlich religiösen Erlebnis; Schoeck zum Urkeim des Staates, zum Mythos vom Tell; Inglin zum Urmenschen, der noch ohne Zwecke und Reflexionen sinnvoll verbunden ist mit dem Boden der Heimat wie die Alpenrose oder die Herde oder der Hirt.